

# Bewegte Bahnen.

Von Mrs. Mary Holmes.

(8. Fortsetzung.)

Als Walter zum Bahnhof schritt, warf er von der Höhe noch einen schmerzlichen Blick zurück auf die Stätte seiner Jugend, seine Lippen klappten ein letztes Lebenswort, und sein Herz hing an der Frage: „Wann und wie werden wir uns wiedersehen?“ Gegen Abend langte Walter in New York an; das am andern Morgen in der Frühe nach St. Francisco abgehende Schiff wollte er benutzen. Er suchte zunächst Mr. Graham auf, nicht in dessen Wohnung, weil er dort Jessie zu begegnen fürchtete, — sie konnte und durfte er nicht sehen — sondern er begab sich zum Geschäftsbureau. Mr. Graham hatte dasselbe vor einer Stunde verlassen und niemand wußte, wohin er sich begibt. Es war Walter nicht unlieb; er hatte nun guten Grund, schriftlich mitzutheilen, was er vor seiner Abreise noch zu sagen und zu erklären hatte. Er stehe im Begriffe — schrieb er mit zitternder Hand — meine Reise nach Californien anzutreten. Ich glaube das Geschäft durchaus zu verstehen, das ich abzuwickeln habe,“ fügte er zum Schluß hinzu. „Sollten Sie aber noch spezielle Wünsche und Aufträge für mich haben, so bitte ich, es mit Ihnen zu besprechen, und Ihre Befehle sollen pünktlich ausgeführt werden.“

Dieser Brief ließ er für Mr. Graham zurück, und als wieder die ersten Sonnenstrahlen die Bergeshöhen von Deerwood beleuchteten, sah Walter bereits auf dem Deck des Schiffes.

Als Jessie an diesem Morgen das eben so leuchtend ausgefahrene als behagliche Wohnzimmer betrat, in welchem sie mit ihrem Vater das Frühstück einnehmen pflegte, schritt dieselbe in schloffer Erregung auf und ab und schien den kindlich herzlichen Morgenruß seiner Tochter ganz zu überhören. Verwundert sah Jessie dem ungewohnten Wesen ihres Vaters zu, und sie war gerade im Begriffe, eine theilnehmende Frage nach der Ursache seiner Aufregung an ihn zu richten, als er plötzlich vor dem erschrockenen Mädchen stehen blieb und seinen forschenden Blick auf das Beste richtete.

„Jessie, hat zwischen Dir und Walter Marshall kürzlich eine Entzweiung oder eine Auseinandersetzung stattgefunden, welche ein Mißverständnis zur Ursache konnte?“

Jessie erstarrte; sie wußte nicht, wie sie die unerwartete Frage deuten sollte. „Also Du weißt nichts von dem, was Walter mir soeben schriftlich mittheilte?“ forschte Mr. Graham weiter. „Du weißt nicht, daß Walter heute Morgen in der Frühe bereits seine Reise nach Californien angetreten hat? Du kennst nicht die Gründe, welche ihn seine Abreise beschleunigen ließen?“

„Walter wäre gegangen ohne ein Wort des Abschieds, ohne ein Lebenswort, ohne einen Auftrug, ohne eine Erklärung zu hinterlassen! Es ist nicht möglich, Vater!“ rief Jessie in höchster Bestürzung.

„Da nimm und lies, meine Tochter; vielleicht verstehst Du besser, was Walter schreibt, als ich; ich vermag die Kürzeln nicht zu lösen“, bemerkte der Vater in beruhigendem Tone, dem zitternden Mädchen den eben durch den Bureaudirektor empfangenen Brief Walters hinstellend.

Jessie las hastig den Brief. Zunächst überflog sie die Adresse; als sie aber die ganze Wahrheit ergründen hatte, machte die Röthe einer erschreckenden Blässe Raum. Mit einem schnellen Aufschrei sank sie in einen Sessel und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen.

„Walter, Walter, warum hast Du mir das gethan; glaube ich doch, Dein Herz gehörte mir!“ rief sie. Der Vater empfand mit inniger Theilnahme, was das Herz des einzigen Kindes, an welchem er mit ganzer Liebe hing, bewachte und litt; nicht er sich doch bewegen, um nicht selbst in Thränen auszubrechen.

„Jessie“, sagte er, „es war mir längst nicht entgangen, daß Du Walter Marshall liebst und ich glaube und glaube auch heute noch, daß Deine Liebe von Walter erwidert wird. Er ist ein zu edler und offener Charakter, als daß hier eine Täuschung möglich wäre. Bewahre Dich, mein Kind, mehr Deinem Schwere und wappne Dich mit Geduld. Hier liegt ganz gewiß ein Mißverständnis vor. Hilf mir, dasselbe zu beheben.“

Diese Worte verfehlten ihre beruhigende Wirkung auf Jessie nicht. Eine schwache Hoffnung dämmerte in ihr auf und verließ ihr neue Kraft.

Ärztliches Kapitel.

Der unbekannte Kranke.

Die Table d'hôte des „Ocean-Hotels“ in San Francisco war mit Gästen dicht besetzt, welche dem Diner mit jener Hast und Unruhe zusprachen, welche den geschäftlichen Amerikaner kennzeichnen. Das Mahl neigte sich dem Ende zu, die Kellner reichten die letzten Schüsseln herum, als sich die Augen aus der Stimmungs-Edel dem Genaugen zurückzelen, durch welchen soeben ein Mann getreten war, der, anscheinend in dem reifern Mannesalter stehend, durch

seine wellengetriebenen, scharf markirten, aber harmonischen Züge und durch seine gefällige, aber sichere Haltung wohl geeignet war, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Bei den Stammgästen war er wohl bekannt, und die Herzlichkeit, mit welcher dieselben jetzt den Kapitän Murdoch begrüßten und bewillkommneten, zeigte deutlich, wie beliebt er bei seinen Freunden war.

„Gut, Kapitän, daß Sie wieder da sind!“ sagte einer der Gäste. „Es war sehr freundlich einlam, so lange Sie uns fehlten. Sie fanden wohl Ihr Zimmer besetzt?“

„Doch“, antwortete der als Kapitän Anzuredete. „Der Wirth sagte mir, er habe den jungen Mann nur für eine Nacht darin unterbringen wollen, weil das Haus zu voll gewesen sei. Er konnte natürlich nicht wissen, daß er am nächsten Morgen todtkrank war und nicht weggebracht werden durfte. Nun, was liegt daran? Ich habe so oft auf der bloßen Erde geschlafen, daß es mir nichts thut, bin und wieder noch einmal auf dem Fußboden zu campieren.“

Sogleich erboten sich ein Duzend der Gäste, ihr Zimmer mit ihm theilen zu wollen; aber der gutmüthige Kapitän lehnte alle Anerbietungen ab. Er meinte, er werde schon zurecht kommen, und vielleicht dauere die Krankheit des jungen Mannes auch nicht lange.

Auf die Frage des Kapitän, ob es bekannt sei, woher der junge Mann gekommen, wurde ihm die Antwort, er sei ein Fremder, der gleich nach seiner Ankunft von New York vor etwa zwei Wochen krank geworden sei, — anders wisse man nicht über ihn.

Nach beendetem Diner besaß Kapitän Murdoch sich auf sein Zimmer, nicht ohne, um den Kranken zu sehen, als diesem, um einige Gegenstände, deren er bedürfte, daraus wegzunehmen.

Walter — denn er war es — lag schlafend im Bette, während in dem Kämmerlein am Fenster die alte Wärterin schlummerte, die der Wirth zu seiner Pflege abzugeben hatte. Ein einzelner Blick überzeugte den Kapitän, wie schlecht für den Leidenden esorart war; aber vielleicht würde er sich nicht weiter darum gekümmert haben, wenn nicht der junge Mann, der fortwährend schmerzliche Schreie, eine Male das Wort „Vater“ gemurmelt hätte.

„Armer Junge“, flüsterte der Kapitän, „er träumt von der fernem Heimat und von seinen Lieben, die nichts davon wissen, wie sehr er ihrer Pflege bedarf.“ Walter erwachte; er blickte sein Auge auf den Fremden und sagte mit schwacher Stimme: „Nicht fortgehen!“

Bereitswillig erfüllte der Kapitän die Bitte und setzte sich bei dem Bette nieder, während die alte Wärterin sich entfernte.

Walter blickte ihr unruhig nach und sagte:

„Schließen Sie die Thür fest zu und lassen Sie sie nicht wieder hereinkommen. Sie sieht aus wie Jessies Großmutter, die nicht leiden wollte, daß ich Jessie von meiner Liebe spräche, — bis, aber das ist gleichgültig. Kennen Sie meinen Vater?“

„Nein“, und der Kapitän schüttelte traurig den Kopf, während Walter fortfuhr:

„Haben Sie keine Kinder?“

„Ich weiß nicht“, lautete die Antwort.

Walter fuhr in seinen Phantasien fort: „Ich suche meinen Vater, und als ich Jessie von ihm erzählte, auf der Bank unter den Nischen — weinte sie laut, weil ihr Vater gegen ihn gesehnt hatte. Kennen Sie Mr. Graham?“

„Nein?“ rief der Kapitän aufspringend und sich dicht über Walter beugend. „Wen soll ich kennen?“

Aber Walter antwortete ihm nicht. Die Last des Kapitän's hatte ihn erschreckt, und er blieb fortan stumm und bewegungslos, so sehr sich auch der Kapitän bemühte, den verlorenen Frieden wieder anzuknüpfen. Aber die Nennung des einen Namens Graham hatte genügt, das ganze Interesse des Kapitän's für den Kranken zu erregen. Als dieser erkannte, daß vorläufig seine Bemühungen, mehr aus dem Leidenden herauszubekommen, vergeblich sein würden, verlor er sich in tiefem Nachdenken, so daß er das Eintreten der Wärterin nicht bemerkte. Diese war erstaunt, den Kapitän noch hier anzutreffen; erst ihr Nähertritten an das Lager des Kranken weckte ihn aus seinem Sinnen. Der Kranke holte müde die Augen aufschloß und schlummerte.

Der Kapitän erhob sich und bemerkte, daß er vergeblich anklopfenden Wärterin, daß er dort nun an die Pflege des Kranken übergeben und zum Theil selbst übernehmen werde.

Das Krankenzimmer nahm nun recht bald ein glänzendes und geordnetes Aussehen an. Stundenslang sah oft der Kapitän am Bette des Kranken, bei Tage und bei Nacht, mit einer jenen Ausdauer, welche lehrerhaftem Bemühen oder auch Stauern einflößt. So oft der Kranke mit seinen Phantasien begann, forschte der Kapitän auf, und immer aufs neue suchte er bei dem Pagen Graham verlorenen Frieden wieder anzuknüpfen, insofern stets vergeblich. Umsonst waren auch die Bemühungen des Kapitän's, den Namen und Wohn-

ort des jungen Mannes zu erfahren. Eines Tages, als er wieder aus dem Krankenzimmer kam, um in den langen Korridoren Luft zu schöpfen, blieb er in Gedanken verfunken an dem Fenster der Portier-Loge stehen, in welchem die an das Hotel adressirten Briefe und Telegramme für die in demselben verkehrenden Gäste in alphabetischer Reihenfolge ausgestellt waren. Da plötzlich blieb sein Auge an einer Briefadresse haften: Walter Marshall; der Aufgabort war New York; gleich daneben wiederholte diese Adresse sich auf einer Depesche. Der Kapitän suchte; wer ihn beobachtet hätte, würde bemerkt haben, daß diese Adressen ihn lebhaft interessierten, und so war es. Es war mehr als bloße Neugierde, als der Kapitän jetzt den Portier aufsuchte und an ihn die Frage richtete, ob der Mann dieses Namens noch immer nicht angekommen sei, ob derselbe vielleicht früher schon einmal hier logirt etc. Der Portier mußte nun Leidwesen des Kapitän's diese Fragen verneinen. Jetzt hatte er zwei Namen, welche ihn beschäftigten, ja man sah es ihm an, die Träger derselben hatten für ihn mehr als gewöhnliches Interesse.

Wieder sah der Kapitän an dem Bette des Kranken in Nachdenken verfunken. Er hatte die Wärrin das Zimmer verlassen sehen. Der Kranke war sehr unruhig und warf sich hin und her; seine Hände schienen etwas zu suchen, sie tasteten unter den Kissen, und als der Kranke sich wieder herumwarf, fiel etwas auf den Boden. Jetzt merkte der Kapitän auf und griff nach dem Gefallen. Es war eine kleine feine Stiderei, vielleicht ein Lederstück oder etwas Aehnliches, von zarter Hand verfertigt und siehe da: von Verstecktheit umschattet der Name: Walter Marshall — und niedlich und schön in der Ecke rechts stand noch ein Name: Jessie Graham.

„Gott sei Dank! Gott sei Dank!“ flüsterte der Kapitän tief erathen. „O Gott, füllst Du mein Leben erst mit dem Schicksal Walter Marshall — mein Sohn — Ellens Kind und meines?“

— so sprach der Kapitän mit zum Himmel gerichteten Blick vor sich hin. Und er neigte sich über den Kranken, und schwere Thränen fielen auf das bleiche Gesicht, in welchem er mit jedem Anblicke mehr und mehr die Ähnlichkeit mit dem Weibe seiner Jugend zu erkennen glaubte.

„Warum weinen Sie?“ fragte Walter.

„Früher hatte ich einen Sohn, der Ihnen ähnlich, und es thut mir wehe, Sie hier so krank zu sehen. Ich will für Sie sorgen“, erwiderte der Kapitän bewegt. „D, wollen Sie?“ rief Walter erfreut. „Und wollen Sie bei mir bleiben, bis ich meinen Vater gefunden habe?“

„Ja, ja, ich will immer bei Ihnen bleiben“, und Seth Marshall — er war es, der Vater Walters — preßte seine Lippen auf den Mund des Kranken.

„Ist es nicht möglich, wenn ein Mann den andern liebt?“ phantasierte Walter. „Jessie habe ich nicht mehr geliebt seit der Zeit, da sie noch ein kleines Ding war und mit mir eine von ihren Loden schenkte. Sie liegt im Koffer bei der Lode von meiner Mutter. Kennen Sie meine Mutter?“

„Ja, ja, o Himmel, ja“, und der Mann fiel auf seine Kniee und verbat das Gesicht tief erschüttert in den Händen.

Obwohl Walter diese Ausrufung eines tiefen Schmerzes nicht verstand, so schien er doch mitzuempfinden. Er legte seine Hand auf das ergraute Haar des Knieenden und sagte sanft: „Weinen Sie nicht. Es nicht doch nichts. Ich habe früher auch geweint, als ich noch ein Knabe war und an meinen armen, lieben Vater dachte.“

„Sagen Sie das noch einmal! Noch einmal armer, lieber Vater!“ jauchzte der Kapitän, und wieder ruhten seine Hände auf dem Gesichte des Kranken, welcher eingeschlummert war.

„Er erinnert zwar an Ellen“, flüsterte er. „Aber aber gleich er mit selber; und doch hat er einen Zug, den ich, oft bei Ellen beobachtet, wenn sie schlief. Armes Weib, wer hätte gedacht, daß ich unser Kind zum ersten Male in der Fremde sehen würde, und jetzt ist das Kind schon ein Mann geworden!“

Die Heberzeugung, daß der Kranke sein Sohn, das Kind Ellens sei, beschäftigte sich in dem Kapitän mit jedem Tag, so daß er es nicht mehr für indistinct und unschlüssig hielt, unter den Effecten seines Pflegsings nach weiteren Anhaltspunkten zu suchen. Er öffnete den Koffer, da fand er denn die schwarze Lode Jessies und daneben eine lange braune Flechte, welche er als das Haar seines verstorbenen unglücklichen Weibes wiedererkannte; er küßte es innig. Dann legte er die Haarflechte neben das Haupt des Kranken und stellte Vergleiche an. Thränen der Rührung rannen in den ergraute Bart. „Gott, segne meinen Sohn, — segne meinen Sohn!“ flüsterte er. Dann legte er das theure Andenken wieder an seinen früheren Platz.

Der Kapitän hatte sich für die Walter bestimmten Briefe ausfindigen lassen, dieselben aber noch nicht geöffnet; auch hatte er den Hotelbesitzer veranlaßt, in das alte Farmhaus zu Deerwood die Nachricht von der Erkrankung Walters gelangen zu lassen, mit der beruhigenden Versicherung indes, daß der Zustand mit Gott Hoffnung auf eine baldige Genesung gewähre. Und in der That, eine allmähliche Besserung des Kranken war unerkennbar. Es war ein warmer Juni-Nachmittag. Der Kapitän hatte einen Sessel nahe an das Bett geschoben und sich so ge-

legt, daß er dem Schläfernden ins Gesicht sah. Da schlug derselbe die Augen auf; sie blickten einen anderen Ausdruck als sonst; sie schienen verwundert und fragend drein zu schauen; was sie sahen, schien ihnen fremd. Der Kapitän verhielt sich ruhig; er merkte, daß in dem Kranken etwas vorging, wollte aber zunächst abwarten, ob er eine Frage stellen werde.

In der That, zum ersten Male nach langen, bangen Wochen war Walter das Bewußtsein wiedergekommen. „Wo bin ich? Wer sind Sie?“ fragte er und versuchte sich zu erheben, fiel aber feufzend wieder auf sein Kissen zurück. „Was ist mit mir geschehen?“

Der Kapitän trat an den Kranken heran und ergriff seine brennende Hand und bemerkte beruhigend: „Sie sind krank, mein Lieber, schon seit mehreren Wochen; der Arzt hat befohlen, daß Sie sich ruhig verhalten. Gott Dank, die Gefahr ist vorüber; Sie werden nun bald wieder genesen sein, wenn Sie allen Vorschriften und Anordnungen hübsch Folge leisten. Wer ich bin? Man nennt mich Kapitän Murdoch. Mehr dürfen Sie heute nicht fragen; es möchte Sie aufregen und könnte Ihnen schaden. Morgen erzähle ich Ihnen mehr. Seien Sie versichert, es ist auf's Beste für Sie gesorgt. Und nun schlummern Sie weiter.“

Der Kranke lächelte freundlich und flüsterte: „Ich danke Ihnen.“ Dann schloß er die Augen, und bald hielt ihn der Schlummer wieder umfangen.

Der Kapitän aber sank vor dem Bett auf die Kniee, und seine Lippen flüsteren Gott den Dank für die Wiedererlangung seines Sohnes.

Als am andern Morgen der Kranke erwachte und sein Auge den Kapitän forschend anschaute, suchte dieser zunächst durch einige Fragen zu erfahren, wie weit die Erinnerung des Kranken zurückweiche. Mühsam und allmählich ersann derselbe sich, daß er mit dem Schiffe von NewYork angekommen und sich dann, schon halb krank und überaus müde, zum „Ocean-Hotel“ habe fahren lassen und sich sofort ein Zimmer habe anweisen lassen. Da er kaum mehr folgerichtig habe denken können, habe er sich ins Bett gelegt — mehr wußte er nicht.

„In diesem nächtlichen Bette befinden Sie sich auch heute noch, mein lieber Herr Marshall“, — nahm der Kapitän, den Namen scharf betonend, den Boden des Gesprächs auf, — „obwohl seit dem Tage Ihrer Ankunft bereits vier Wochen verstrichen sind. Dies Zimmer bewohne ich schon seit langer Zeit. Ich mußte deshalb halber für einige Wochen die Stadt verlassen, und während meiner Abwesenheit kamen Sie hier an. Weil das Haus voll war, brachte der Wirth Sie für eine Nacht hier unter; aber am folgenden Morgen waren Sie so leidend, daß Sie nicht mehr transportirt werden konnten. Sie waren recht gefährlich erkrankt, und da Ihnen Ihre Wärterin nicht zu gefallen schien, so übernahm ich selber die Sorge um Sie.“

„Wie soll ich Ihnen danken für Ihr großes Opfer, Herr Kapitän, das Sie einem Fremden gebracht, der zudem noch Ihr Zimmer occupirt? Ich bin noch zu schwach, um mit voller Klarheit über meine Lage zu verhandeln, haben Sie daher Geduld mit mir, nachdem Sie mir so viel Liebe erwiesen. Aber über eins möchte ich doch beruhigt sein; hat jemand in meine Heimath Mitteilung über meinen Zustand gelangen lassen? Die Meinigen werden in großer Sorge sein“, seufzte der Kranke, dem bei dieser Frage die letzten verheimlichten Ereignisse, welche ihn aus der Heimath getrieben und ihn aufs Krankenlager geworfen hatten, wieder vor die Seele getreten sein mußten. Thränen traten in seine Augen.

„Sie regen sich auf, Herr Marshall“, mahnte der Kapitän. „Seien Sie beruhigt. Sobald wir durch einen Zufall, welchen ich Ihnen noch berichten werde, Ihren Namen erfahren, hat der Hotelier einige Zeilen in Ihre Heimath geschrieben, daß Sie krank, aber gut verpflegt wären. Er hat sein Schreiben an Walter Marshall's Familie, Deerwood, Massachusetts, adressirt. Bei der Durchsicht Ihrer Papiere fanden wir nämlich, daß Sie dort zu Hause sind. Vielleicht lebt Ihr Großvater daselbst, wenn Ihr Vater nicht mehr da ist?“

Kurzlich erwartete Seth Marshall die Antwort, die ihm sagen mußte, ob sein alter Vater noch unter den Lebenden weile. Walter hatte in seinen Fieberphantasien nicht von ihm gesprochen.

„Ja, mein Großvater lebt noch!“ antwortete der Kranke. „Ich danke Ihnen für Ihren Dienst. Könnte denn nicht schon eine Antwort aus meiner Heimath eingetroffen sein?“ forschte Walter weiter.

„Das ist nicht wohl möglich. Aber“ — fuhr der Kapitän zögernd fort, denn er fürchtete, die Schwäche des Kranken werde noch zu groß sein — „es liegen schon seit mehreren Wochen ein Brief und eine Depesche für Sie bereit, welche bald nach Ihrer Ankunft aus New York für Sie eingingen. Ich mußte dieselben Ihnen bisher vorenthalten, weil Ihr Zustand meiner Güemüthsbezeugung gestattete.“

„Aus New York?“ rief Jessie Walter, und sein Gesicht zeigte einen schmerzlichen Zug. „Gewiß Nachrichten von Mr. Graham. O bitte, bitte reichen Sie Brief und Depesche, ich verspreche Ihnen, ruhig zu bleiben.“

Der Kapitän gab der Bitte nach und brachte den Kranken in eine halbliegende Lage. Huldig grüßte derselbe nach dem Briefschreiber. „Was Mr.

Graham!“ murmelte er und las. Der Kapitän, welcher den Kranken beobachtete, sah, wie seine Hände zitterten und sein Gesicht eine heftige Gemüthsbezeugung verrieth, und ehe er noch Zeit fand, Walter an sein Versprechen zu erinnern, stieß derselbe einen lauten Schrei aus und fiel in die Kissen zurück. Der Kapitän war erschreckt aufgesprungen und machte sich Vorkürfe, daß er durch seine Unvorsichtigkeit dem Kranken geschadet habe. Als er sich aber über denselben beugte, sah er in ein freundlich lächelndes Gesicht. Walter mochte die Sorge des Kapitän's bemerkt haben.

„Verzeihen Sie!“ sagte er leise, „dies Schreiben hat mein Herz von einem Alp befreit, der es gequält haben würde. Aber nun ist es voll neuer Hoffnung und Freude. Jedoch ich bin noch schwach und muß mich bezingeln. Morgen erzähle ich Ihnen alles. Wollen Sie nicht die Depesche mit vorlesen; ich kann nicht mehr.“

Berne und bereitwillig mißfahrte der Kapitän. Sie enthielt nur wenige Worte:

„Vor sechs Tagen ließ Schreiben an Dich abgehen; zeige Empfang an Graham.“

Der Kranke lächelte glücklich und hauchte: „Morgen!“ Dann versank er erschöpft alsbald in einen erquickenden Schlummer, während der Kapitän schlicht erregt an das Fenster trat und dort träumend und sinnend in die hereinbrechende Dämmerung hinauschaute. Morgen also sollte er endlich Genesung über alles haben, und er fehte zu Gott, daß er ihm schmerzliche Enttäuschungen ersparen möge. (Fortsetzung folgt.)

## Die japanische Presse.

Im Jahre 1863 entstand in Tokio die erste japanische Zeitung in europäischer Aufmachung. Es waren die „Bataischen Nachrichten“. Sie stellten dem Nachrichtenbedürfnis der eingewanderten Holländer dienen und stellten andererseits eine Interatenspeculation einiger großen Buchhandlungen der Hauptstadt vor. Die Zeitung war insofern echt japanisch, als eine kleine Nagasaki-Schere, womit die holländischen Colonialblätter gebrandschagt wurden, den Chefredakteur des Unternehmens abgab. Es wurde bald durch die Rakai Schimbun (Fremdenblatt) abgelöst, die es während zweier Jahre voll verzweifelter Finanzkämpfe niemals über zwei Abonnenten brachte, welche letztere aber dafür allerdings bis zum traurigen Ende ausblieben. Im Jahre 1867 sah Japan die Anfänge Semichiro Futatschi's, in den Koto Schimbun (Socialen Nachrichten), der später einer der bedeutendsten Journalisten des Landes wurde. Der entscheidende Aufschwung begann aber erst 1871 mit der Einführung des Druckes mittels beweglicher Lettern an Stelle des bisherigen Holzschneidens auf den alten Holzpressen, auf denen die landesüblichen Affichen und Plakate hergestellt worden waren. Der Koto Yokohama Mainichi Schimbun und der Nishi Nishi Schimbun eröffneten die neue Aera.

Die Zeitungen gingen damals um 12 Uhr zum Druck und wurden bis zum Anbruch der Nacht, manchmal auch erst am andern Morgen ausgelesen. Die Träger schleppten behaglich von einem Hause zum andern, hielten sich da und dort ein wenig in der Küche auf und nahmen, wo sie sitzend haben konnten, ein Täßchen Thee und dann noch eines. Nach 1874 waren die Expeditionsmethoden ziemlich behaglich. Ein Blatt in Tokio nahm einen solchen Aufschwung, daß es sich die nötige Anzahl von Trägern nicht rechtzeitig besorgen konnte. Die Redaktionsmitglieder mußten selbst ansetzen, und der Herausgeber allein, ein Samurai, trug in den langen Vermeinen des Adelstostums, die beiden Schwerter seiner Kaste im Gürtel, nicht weniger als 200 Exemplare zu den Abonnenten.

Auch der Redaktionsbetrieb war recht gemüthlich. Yutaku Sutoku, einer der gedankenreichsten Schaffner, war damals am „Atebono“ Chefredakteur. Der Faktor drängte ihn unaufhörlich, während er an einem besonders schwierigen Artikel dachte. Der Schriftsteller gerüth in Wuth und wirft sein halbfertiges Manuscript zum Fenster hinaus. Am andern Morgen stand an Stelle des Leitartikels folgende Notiz im „Atebono“:

„Gestern herrschte ein heftiger Wind, wie unsere Leser wohl bemerkt haben werden. Infolgedessen ist der Artikel, den unser Chefredakteur gerade beendet hatte, plötzlich zum Fenster hinausgeschlagen, ehe man ihn noch festhalten konnte. Da die Zeitung in Druck gehen mußte, hat unser Chefredakteur keine Zeit mehr gehabt, seine Arbeit von neuem zu beginnen. Wer das Manuscript zufällig (!) finden sollte, wird dringend gebeten, es in unserem Redaktionsbureau abzugeben.“

Im allgemeinen hat die japanische Presse keine fröhliche Jugend verleiht. Die einheimischen Kapitalisten war der Sinn für die Zeitungsinindustrie noch nicht ausgegangen, es fehlte also an dauernd an Geld. Der Fürst der Yonagaischen, Atahashi, bezog das ungeheure Monatsgehalt von 150 Yen (\$75). Außerdem bekam er ein rigores Prärogativ jede Bewegungsfreiheit. Langwierige Gefängnisstrafen und Geldbußen, die man allerdings meistens auf die Verleger abzumägen verstand, verflümmerten die journalis-

tsche Schaffensfreude. Im 1877 fand sich so ziemlich die gesammte Presse, mit Ausnahme des Nishi Nishi leitenden Hof- und Staatsanwalter, in Opposition gegen die Regierung. Die Gefängnisse füllten sich mit Journalisten. Einer der schneidigsten Kritiker des herrschenden Systems, Kuroto Koto vom Saifu Schimbun, wurde zu drei Jahren Kerker verurtheilt. Der Zeitung aber war mit der Wegnahme ihres Leitartiklers das Lebenslicht ausgelassen. Die Opposition benutzte die Gelegenheit zu einer für damalige Verhältnisse äußerst kühnen Rundgebung. Die ganze Journalistik veranstaltete für den so jäh Verblühten ein feierliches Leidenbegängniß, wozu das Volt von Tokio in aller Form eingeladen wurde, und wobei der Buchhändlerpriester des Demobotempels in Kofu die Gebete las. 1887 machte eine Reform des Pressegesetzes den Verfehlungen ein Ende.

Seit dem chinesischen Kriege von 1894 hat wenigstens das Zeitungsgeschäft einen glänzenden Aufschwung genommen. Während bis dahin eine Auflage von 10,000 Exemplaren ein Non plus ultra bedeutete, sind heute schon die kleineren Provinzblätter auf dieser Stufe angelangt. Der „Yokohama Techo“ in Tokio und der „Data Mshu“ haben es bis auf 100,000 gebracht. Die Gesamtauflage der japanischen Presse bezieht sich etwa auf 700,000 Exemplare. Auf rund 75,000 Japaner kommt ein Blatt.

Die Zahl der Zeitungen ist recht erheblich gestiegen. Von den journalistischen Geschäften läßt sich nicht das Gleiche sagen. Der „Durchschnittslohn“ eines armen japanischen Tintenlulis stellt sich auf 50 bis 60 Yen im Monat. Freilich gibt es auch Ausnahmen. Eine Koryphäe, der ehemalige Viceminister des Auswärtigen, Kei Hara, bezieht als Hauptredakteur des Data Mainichi monatlich 500 Yen, ein japanisches Ministergehalt. Im übrigen gilt von der heutigen japanischen Presse, was ein französischer Diplomat von dem gesammten Kulturstande des Landes gesagt hat: „Das heutige Japan ist eine schlechte Uebersetzung.“ Nämlich von Europa.

Es ist zu unterscheiden zwischen den wenigen Ohimbun, oder großen politischen Tagesblättern, und den Kofimbun, den Rabau-Zeitungen, die ganz nach französischem Muster den lokalen Markt und den politischen Standal zu nichts weniger als laute-rem Zweden in Druderschätze umsetzen, oder auch im Bedarfsfälle für eigene Rednung fabriciren. Der Yokohama Techo erscheint auf vier Seiten roja Quart und geht bis in die fernsten Winkel der Provinz, wo er das tägliche Vergnügen Tausender von kleinen Leuten bildet. Er lebt ausschließlich von „Quellen“. Hier einige Titel dieser oft Monate lang fortgesetzten Untersuchungen: „Männer des öffentlichen Lebens und ihre Maitressen“, „Staatsmänner und ihre natürlichen Söhne“, „Schauspieler als Geliebte von Damen aus den oberen Zehntausend“. In Japan gibt es bekanntlich keine Frauen auf der Bühne. Das galante Verhältnis erscheint daher auf ten Kopf gestellt.

Das Gesellschaftsleben, vor allem das Vereinsleben, macht sich in einer Lie deutsche Vereinsmeierei weit in Schatten stellenden Weise in der Presse geltend. Allein in der Hauptstadt gibt es Tausende von Vereinen bis herunter zu dem Verein der Schnurrbartträger, dem Verein der Röhrlentanten und der Gesellschaft der Leute, die von Yokohama nach Tokio mit der Eisenbahn fahren. Auf einem Sommerfeste dieses letzten, sehr reichen, Vereins tanzten jüngst über hundert Geisbas auf den Tataschi Yama-Wiesen am blauen Meeresstrande. All' das hat seine eigene Presse.

So intelligent die Japaner sind, den Werth der Zeit haben sie noch nicht begriffen. In Tokio hat nur der Nishi Schimpo einen richtigen Telegraphendienst. Abendblätter erscheinen mit Ausnahme der Mainichi Schimbun, eines überwiegend den Interessen der Reis- und Effectenbörse gewidmeten Organs, nicht. Dagegen sind unter dem Namen Gogai Gritablätter bekannt, die von kleinen, mit einer Schelle bewaffneten Camelots in Sturmeseile und unter gelendem Geschrei durch die Straßen getragen werden. Auf der Gima, der Hauptstraße von Tokio, hat ein Tabakhändler in großen Lettern auf sein Schild geschrieben: „Voll, verächtlich, daß wir 300,000 Yen Steuern auf unseren Tabak zu zahlen haben!“ Das bezeichnet die Agitationen der Japaner. Man stelle sich doch die Schärfe des Tones vor, in welchem die Zeitungen geschrieben sind.

Der Preis der Anzeigen ist billig. Die Blätter schwellen von Annoncen. Eine Zeile, der vier bis fünffache Raum einer abendländischen, kostet 1 bis 3 Cents, im Yokohama Techo, dem beliebtesten Inzeratblatt 5 Cents.

An einem Hauptmangel leidet die japanische Presse noch, der sie bisher verberbt, eine wahrhaft demokratische Einrichtung zu werden. Sie ist in der Schriftsprache geschrieben. Diese unterscheidet sich in Syntax und sogar im Wortschatz von dem gesprochenen Japanisch so sehr, daß das Verständnis des Inhalts dem Volke allzuerschwer wird. Der Yagaku Joffi meinte neulich: „Im Grunde ist Japan noch immer von dem Geiste von vor-gestern beherstet.“ Auf nichts paßt das besser, als auf die Presse.